



KONFI-ARBEIT PRAKTISCH

Mit Download-Material

Identität

Editorial

Herausgebende Ilona Nord

Zu diesem Heft..... 4

Orientierung

Bernd Schröder

Identität als Aufgabe: Wer bin ich und wer will ich sein – mit wem als Wegbegleitung?..... 5

Bausteine

Christoph Martsch-Grunau, Matthias Hempel

KI – Wer bin ICH?

Künstliche Intelligenz und meine Identität

Konfis und Teamer*innen erforschen sich mit Hilfe von KI (Konfi 7/8)..... 10

Steffen Weusten, Christine Poppe

Alles steht Kopf 2

Eine Einheit über Vertrauen im Anschluss an den populären Film (Konfi 7/8) 14

Daniel Herr, Laura Frerker-Kidane, Käthe Schmidt, István Oláh, Jonathan Renau, Julia Weyland,
Yann Wippich, Dr. Iris Keßner

Alles steht Kopf

Ein Konfi-Tag mit Jugendgottesdienst zum Thema Identität (Konfi 7/8)..... 17

Fabian Maysenhölder, Katja Simon

Das Vaterunser verändert MICH

Konfis erschließen sich das Vaterunser (Konfi 7/8) 20

Heiko Lucht, Christine Poppe, Thomas Staenicke, Stefanie Stross

Hinter dem Spiegel

Sterben und Tod, Leben und Auferstehung (Konfi 7/8) 26

Marc-Robin Bischoff, Dr. des. Laura Brand, Johannes Hanke, Dr. Kathrin Reinert, Florian Rentzsch, Dr. Iris Keßner

Mein Glaube und Ich

Konfis setzen sich mit ihrem persönlichen Glauben auseinander (Konfi 7/8)..... 33

Christine Poppe, Jeremias Treu

Belonging – Der Mensch soll nicht allein sein

Wie Zugehörigkeit die Identitätsbildung stärkt (Konfi 7/8)..... 39

Irmela Redhead

Himmlische Botschaften

Die eigene Resilienz stärken mit Jakob (Konfi 7/8)..... 42

Matthias Hempel

Ein Zertifikat für dein Leben

Konfis legen ihre Lebenswelten und stellen sich gegenseitig Zertifikate aus (Konfi 7/8)..... 46

Annaliese Klafs

Wer bin ich und wenn ja, wie viele?

Konfis entdecken ein ICH und ein WIR (Konfi 7/8) 49

Jeremias Treu

»Heute denke ich mal nur an mich«, sagte die ICH-Perle

Mit den »Perlen des Glaubens« nach der eigenen Identität fragen (Konfi 7/8) 52

Tessen von Kameke, Matthias Hempel

Du bist doch nicht normal! Oder?

Übungen zum empathischen Umgang mit Menschen mit psychischen Erkrankungen

am Beispiel Demenz (Konfi 7/8)..... 55

Ute Mickel

Bei deinem Namen gerufen

Konfi3-Kinder hören die Geschichte der Taufe Jesu (Konfi 3).....58

Materialsammlungen

Irmela Redhead

Das Blut ist bei allen rot ...

Eine Anti-Othering-Methodensammlung.....61

Noah Kretzschel

Selbstbestimmt bunt!

Erlebnisausstellung zu Vielfalt, Gefühlen und Sexualität.....65

Forum

Anika Tobaben

Konfi-Zeit: (k)ein Raum für sexualisierte Gewalt.....67

Ruth Heß

»Uns ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.«

Biblich-theologische Queer-Resonanzen68

Tobias Bernhard

Ich bin Ich und Du bist Du, doch wie heiß' Ich und wer bist Du?

Das Setting in der Kennenlernphase gut gestalten.....70

Nancy Janz, Christine Poppe

EinfachBibel – EINE Bibel für ALLE Konfis

Ein Beispiel71

Iris Keßner

Der Altar der Bedeutsamkeiten

Ein Anfangsritual von Konfis entwickelt73

Kai Steffen

Evangelium, Gesellschaft und politische Identität: Gegen Rassismus! Für Vielfalt!

Konfi-Arbeit als Beitrag zur Zivilgesellschaft.....74

Manuela Hees, Wolfgang Ilg, Henrik Simojoki

Qualität in der Konfi-Arbeit feedbackgestützt erforschen

Impulse aus der 3. bundesweiten Konfi-Studie.....75

Katja Simon

Rezension: Deine Konfizeit – Für eine erlebnisintensive Konfizeit

(von Irmela Redhead und Tordes-Sophie Günther).77

Irina Grassmann und Sabine Schröder

Medienspaziergang.....79

Impressum80

Ergänzende Materialien zu den einzelnen Artikeln finden Sie zum Download auf www.konfiarbeit-praktisch.de

Zu diesem Heft

Identität in Beziehung. Das Heft macht Lust zu erkunden, was unsere Identität ist, indem wir uns unsere Beziehungen ansehen. Zu Recht erobert das Thema Beziehung die Pädagogik seit einiger Zeit. Ich vermute, dass die vielen verschiedenen Erfahrungen von Ausschluss, Diskriminierung und Isolation es sind, die dies bewirkt haben. Wir sind zu einer Gesellschaft geworden, die um ihre Mitte kämpft: dass sie nicht rassistisch und antisemitisch ist, nicht feindlich gegen Menschen, die kein Geld haben und auf der Straße leben oder mit Einschränkungen in ihrem Alltagsleben umgehen müssen. Lidia z. B. ist schon einige Monate krank und die Besuche in ärztlichen Einrichtungen gehören derzeit zu ihrem Leben dazu. Sie wohnt in Wolfratshausen und ihre Schule hat überlegt, wie sie dennoch lernen kann. Sie hat jetzt einen kleinen Avatar. Er ermöglicht ihr, am Unterricht teilzunehmen und Kontakt zu ihren Schulfreundinnen zu halten (ZEIT LEO, 16.1.25). Für die Gestaltung der Konfi-Zeit wünschen wir uns ebenso kreative Konzepte und Methoden, die die Beziehungen inklusiv stärken.

Es ist die Frage nach der Identität, die jemand nach Stigmatisierungen und mit anderen Worten nach schwierigen und belastenden Beziehungen aufbringt, weil Beziehungen, in denen man immer schon lebt, einen auch isolieren, deprimieren, überfordern, unterfordern und auch krank machen können. Identität wird immer in Beziehungen gelebt, deshalb stellt sich die Frage: In welchen bin ich wer? In welchen habe ich welche Rolle? Gefällt sie mir oder will ich sie loswerden?

Wer mit Kindern und Jugendlichen an lebenswichtigen Themen arbeitet, weiß, wie riskant es ist, existenzielle Fragen aufzumachen und dann nicht weiter begleiten zu können. Nicht immer ist große Tiefe das Gebot der Stunde; von daher ist es interessant, den eigenen Erwartungshorizont zu jeder Einheit auch daraufhin zu überdenken.

Warum nicht damit anfangen, zuerst einmal für sich selbst zu fragen, in welchen Beziehungen ich mich wie fühle: In den Beziehungen der eigenen Familie, zu Freund*innen zu den Arbeitskolleg*innen, den Teamer*innen und mit ausreichend Zeit in der Beziehung zu mir selbst und zu Gott? Was fühle ich, was bewegt mich, was brauche ich und wünsche ich mir? Wer sich ab und zu diese Fragen selbst beantwortet, kommt der großen Frage nach der eigenen Identität ziemlich nahe. Deine Antworten werden es dir zeigen. Und: Bei jedem Thema steht und fällt die Qualität der Konfi-Zeit mit der pädagogischen Leitung und dem Umgang mit den eigenen Erträgen zu einer gemeinsamen Frage.

In diesem Sinne wünsche ich frohes Schmökern in dem Einführungsartikel, den Bausteinen, Materialien und dem Forum dieses Heftes!

Ilona Nord

*Liebe Leser*innen,*

wie Sie sicherlich bemerkt haben, hat die »KU Praxis« ein neues Gesicht – die Optik ist farbenfroher, frischer und auch der Titel hat sich geändert: Er entspricht nun dem aktuellen pädagogischen Ansatz, der auch seit Langem schon in den Konfi-Einheiten des Heftes angeboten wird. Daher halten Sie hiermit die erste Ausgabe der »Konfi-Arbeit praktisch« in Händen. Wir hoffen, Ihnen gefällt diese neue Identität genauso wie uns.

Das gesamte Downloadmaterial zum Heft (und zu allen vorigen Heften) finden Sie daher ab sofort auf der Website www.konfiarbeit-praktisch.de.

Viel Spaß bei der Lektüre und gutes Umsetzen wünscht Ihnen

die Redaktion

Bernd Schröder

Identität als Aufgabe: Wer bin ich und wer will ich sein – mit wem als Wegbegleitung?

1. »Identität« als Schlüsselbegriff und Entwicklungsaufgabe

1.1 Identität – eine epochaltypisch moderne Idee

»Identität« ist ein Konzeptbegriff psychologischer und soziologischer Theorien. Diese kamen ab Ende des 19. Jahrhunderts auf, also zu dem Zeitpunkt, an dem die »Moderne« die Ordnung der Lebenswelt, die aus Mittelalter und früher Neuzeit überliefert war, theoretisch wie praktisch revolutionierte.

Bis weit hinein ins 19. Jahrhundert stellte sich die Frage nach individueller Identität nicht – im Großen und Ganzen war mit der Geburt eindeutig geklärt, welchen Platz in der Gesellschaft ein Mensch einnehmen darf, soll und kann: durch Zuschreibung eines Geschlechts, eines Standes, eines (designierten) Berufes und Einbeziehung in eine Religion – binnen der ersten acht Tage, in denen die Taufe oder Beschneidung erfolgte. Von daher bedurften die vormodernen Epochen auch keiner »Jugend« als Lebensphase, in der ein Heranwachsender »sich« hätte finden können oder sollen. Diese Aufgabe der Selbst- oder Identitätsfindung ist vielmehr *eine epochaltypisch moderne*.¹ Und sie wird in der Spät- oder Postmoderne noch herausfordernder, insofern immer mehr Determinanten der Lebensführung und -deutung disponibel und variabel werden: Bildungsweg und Beruf, Religionszugehörigkeit und Weltanschauung, Partner*in und Lebensstil, im 21. Jh. zudem: Geschlechtszuordnung und digitale Selbstpräsentation.

1.2 Identität – Ausdruck von Gegebenheiten oder gestaltbar?

Der Konzeptbegriff »Identität« suggerierte und suggeriert Substantialität, Konstanz und Einzigartigkeit. Diese Suggestion macht einen nicht unerheblichen Teil der Herausforderung aus, vor der Menschen stehen, die ihre Identität suchen und ausdrücken wollen oder sollen: Konfirmant*innen etwa. Eine stabile und besondere Identität gewinnen oder zum Ausdruck bringen zu sollen mutet Heranwachsenden etwas zu, was sie überfordert.

Identitätstheoretiker*innen, allen voran *Erik Homburger Erikson*, sind deshalb vorsichtiger als der Alltagssprachgebrauch: Sie unterstreichen, dass »Identität« ein psycho-soziales Konstrukt aus Zuschreibung (anderer) und Aneignung (durch das Individuum) ist, dass dieses Konstrukt durch – unvermeidliche – »Krisen« wiederkehrend auf den Prüfstand gestellt, ramponiert oder tragfähiger wird, und dass in diesem Konstrukt Wunsch und Wirklichkeit ein stets gefährdetes Gleichgewicht finden: »Das Gefühl der Ich-Identität ist [...] das angesammelte Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten.«² Identität ist also nicht einfach Ausdruck von etwas, das *ist*, sondern sie wird *narrativ* (und/oder reflexiv), *durch eine Praxis* des Sich-Verhaltens-zu, des Handelns, des Sich-in-Beziehung-Setzens und *durch Resonanz* auf diese Praxen und Narrative *konstruiert* – und ist inso-

fern veränderlich: in der Jugendphase des Lebens genauso wie im Erwachsenenalter.

Diese Veränderlichkeit von Identität und entsprechende Theoreme, gesellschaftspolitische Forderungen und Individuen, die dieser Veränderlichkeit offensiv Gestalt geben, rufen unterschiedliche Reaktionen hervor: Auf der einen Seite gibt es Menschen und Gruppen, die ihr ein substantiieren-des Verständnis von Identität entgegensetzen – sie behaupten so etwas wie einen Wesenskern von Individuen und eine genetisch basierte kollektive Identität etwa des Deutsch-Seins (politisch instrumentalisiert etwa in der sog. identitären Bewegung). Auf der anderen Seite wird jede Rückbindung von Identität an biologisch-soziale Gegebenheiten minimiert bzw. (als machtförmig diskriminierend, naturalisierend oder konkret euro- bzw. androzentrisch) kritisiert (philosophisch prominent vertreten durch den sog. Poststrukturalismus, etwa Michel Foucault oder Judith Butler).³ Dazwischen bewegen sich die meisten psychologischen und soziologischen Identitätstheorien, die »interaktionistisch« argumentieren: *Identität wird konstruiert in Wechselwirkung mit genetischen Dispositionen, kontextuellen Bedingungen und signifikanten Anderen*. Unbeschadet dessen gehört es zu den bemerkenswerten Entwicklungen in der Adoleszenz, dass Jugendliche sich selbst zusehends häufig als verantwortliche Subjekte sehen und sich selbst das Gelingen oder Misslingen z.B. der Identitätsfindung zuschreiben.⁴

1.3 Identität als Desiderat und die Fragmentarität der eigenen Lebensführung und -deutung

Je größer die Gestaltungsspielräume der Einzelnen werden, desto größer werden der soziale wie der innere Druck, eine »Identität« zu haben, sich ihrer reflexiv zu vergewissern und sie nach außen sichtbar zu machen. Mit anderen Worten: Es genügt in der Spätmoderne nicht mehr, sein Leben zu leben und gelegentlich Lebensentscheidungen zu treffen – es gibt die (gesellschaftliche oder »gefühlte«) Erwartung, sich selbst und das eigene Leben als unverwechselbar und besonders zu gestalten,⁵ neben der analogen eine digitale Identität zu inszenieren⁶ und sich bei Bedarf »neu« zu erfinden:⁷ Nicht Konstanz oder gar Tradition, sondern *Beweglichkeit* ist gewünscht – entsprechend zu den immer schneller sich ablösenden und überschneidenden (und als solchen kommunizierten) Herausforderungen. So wie ein Baum im Wind schwingt und sich ihm nicht steif entgegenstellt, so reagieren auch Menschen mit identitärer Flexibilität und vielleicht sogar spielerischer Leichtigkeit. Diese Beweglichkeit ist nicht nur für die (allermeisten) Individuen herausfordernd, sondern auch für Institutionen, die ihre Arbeit auf stabilen Identitäten gründen – wie z.B. Kirchen und andere Religionsgemeinschaften, die auf Ja-/Nein-Entscheidungen etwa zur »Kirchenmitgliedschaft« bauen.

In ungeklärtem Verhältnis zu diesen Desideraten reflexiver Identitätsbildung steht das faktische eigene Leben, das – etwa im Falle von Konfirmand*innen – durch Schule, Familie und sozio-ökonomische Lage (fremd-) bestimmt ist, durch Zweifel am eigenen Aussehen, Beliebt-sein oder Glauben, durch Ambivalenzen von Erfolg und Scheitern, Glück und Unglück. Kurzum: Die eigene Lebensführung und deren Deutung dürften vielen – nicht nur Konfirmand*innen – als »Fragment« erscheinen.⁸ Diese Spannung zwischen faktischer Fragmentarität und idealer Identität gilt es mithilfe der sog. Ambiguitätstoleranz auszuhalten und lebenslang zu bearbeiten.

2. Theoreme und Brennpunkte der Diskussion um »Identität« – im Blick auf Konfirmand*innen

Identitätsfindung kann man nicht ablehnen – und wenn man sie ablehnt, findet man eben in dieser Ablehnung eine Zeit lang die eigene Rolle und Identität. (Spät-) Moderne Lebensverhältnisse verlangen nach Identitätsbestimmung, insofern nicht länger externe Determinanten, sondern das Individuum als *Movens* der Gesellschaft betrachtet wird – und folglich dessen Subjektwerdung gefördert werden soll und als entscheidendes Potenzial gesellschaftlicher Entwicklung gilt. Darin stecken Wertschätzung und Anerkennung und eben auch Zumutung.

2.1 Identität und Ungleichheit

Die Zumutung, die im Ideal und Gebot der Subjektwerdung steckt, bekommen insbesondere diejenigen zu spüren, die den expliziten oder impliziten gesellschaftlichen Anforderungen nicht genügen (können): Menschen mit geringer Bildungsambition und geringem Bildungserfolg – Schulverweigerer und Abgänger*innen ohne Schulabschluss etwa.⁹ Menschen mit Beeinträchtigungen und psychischen oder physischen Erkrankungen, die in der kompetitiven Grundstruktur unserer Gesellschaft Schutz- und Unterstützungsbedürftig sind – 2020/21 wurde 43,7 % der Schüler*innen »sonderpädagogischer Förderbedarf« testiert.¹⁰ Menschen mit Migrationshintergrund oder sogar Fluchterfahrung, die z.B. mangels Sprachfähigkeit, wegen kultureller Schranken oder Diskriminierungen nicht uneingeschränkt teilhaben können.¹¹ Menschen, die arm oder armutsgefährdet sind und dadurch die häufig an finanzielle Ressourcen gekoppelten Optionen unserer Gesellschaft, darunter die Aufstiegs- und Selbstverwirklichungsresource Bildung, nicht nutzen können.¹² Das Gebot der Identitätsbildung und Individualisierung steht angesichts solcher Umstände und Zahlen in Spannung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen – wer Exklusionserfahrung machen muss, erlebt diese Spannung als Widersprüch-

lichkeit und den Individualisierungsdiskurs als Lüge.

Unter Konfirmand*innen findet sich wohl nur ein kleiner Ausschnitt der o.g. Differenzmerkmale¹³ – ungeachtet dessen nehmen Jugendliche diese unter ihren Peers in Schule und Kommune sowie per Social Media wahr.

2.2 Identität und Intersektionalität in einer pluralen Gesellschaft

Menschen vereinen verschiedene Merkmale auf sich – die sog. Intersektionalität. Es kann sich um Merkmale handeln, die Nachteile kumulieren (etwa wenn eine Person mit Migrationshintergrund behindert ist) oder in Spannung zueinander stehen und so z.B. die Umwelt irritieren (etwa wenn eine Muslima mit Kopftuch eine herausragende Abiturnote erzielt) oder aber allesamt gesellschaftliche Vorteile verheißen. Intersektionalität hat eine faktische Seite, insofern jeder Mensch eine Mehrzahl an Merkmalen (Geschlecht, Herkunft, Sprache, sozio-ökonomischer Status, formale Bildung, religiöse Zugehörigkeit u.a.m.) auf sich vereint, und eine resonante Seite, insofern auf diese Merkmale durch die Umwelt reagiert wird: durch Diskriminierung und Exklusion oder Wertschätzung und Förderung, Gleichgültigkeit und Desinteresse. Solche Resonanzen sind in Phasen der fragilen Identitätsbildung wie das Konfirmand*innen- und Jugendalter eine ist, häufig in hohem Maße wirksam – und jeder Träger von formaler oder non-formaler Bildung (dazu zählt etwa die Konfirmand*innen-Arbeit) muss sich selbstkritisch fragen, welche Resonanzen das jeweilige Angebot freisetzt: Eine gymnasial strukturierte Konfirmand*innenarbeit mit einer Gruppe von Jugendlichen, unter denen nur wenige einen Migrationshintergrund aufweisen oder armutsgefährdet sind, spiegelt schwerlich die durchschnittliche gesellschaftliche Lage und setzt damit exklusive Signale – »intersektionale Erzählungen« (von biblischen Gestalten oder auch Gegenwarts-Jugendlichen), partizipatorische Arbeitsformen, inklusives Werben um Teilnahme unterschied-

licher Jugendlicher und Teamer*innen können dem entgegenwirken.¹⁴ Jenseits dessen stehen alle Individuen in einer pluralen Gesellschaft vor der Aufgabe, die Unterschiedlichkeit (»Alterität«) der sichtbaren oder artikulierten Identitäten zu akzeptieren, die eigene Andersartigkeit oder das eventuelle Zurückstehen im Maße der »Singularität« auszuhalten und über die Differenzen hinweg die Bereitschaft zu Kooperation und Beziehung zu entwickeln. Diese *Pluralismusfähigkeit* ist in nicht zuletzt religiös-weltanschaulich heterogenen Gesellschaften in allen Subsystemen gefordert. Religiöse Entwicklung wiederum sollte nicht zu Verstärkung von Vorurteilen beitragen, sondern zur Förderung sowohl des Selbstwertgefühls als auch des prosozialen Verhaltens.¹⁵

2.3 Identität und »Frikzion«

Der Prozess der Identitätskonstruktion ist fragil – er kann objektiv oder subjektiv misslingen, auf Zeit oder auf Dauer. Es kann zu Störungen kommen, und in diesem Prozess können Menschen auch zu dysfunktionalen Strategien der Identitätssuche greifen. Entsprechende Indizien mehren sich – laut »Kindheits- und Jugend-Gesundheits-Survey« (Ki-JGS) sind sie bei etwa 10-15 % der Heranwachsenden anzutreffen.¹⁶ Grob kann man zwei polare Fehlformen unterscheiden: die Entfremdung von sich selbst (»Depersonalisation«) und die Entfremdung von der kontextuellen Welt (»Derealisation«). Und diese Fehlformen ziehen »Risikowege« der Identitätssuche oder -vergewisserung bzw. dysfunktionale Strategien nach sich, um eigene Befindlichkeit und äußere Anforderungen, endogene und exogene Faktoren, vereinbar zu halten: »Externalisierende« Strategien wenden sich nach außen, z.B. Gewalttätigkeit oder diskriminierendes, abwertendes Verhalten gegenüber Anderen, »evadierende« Strategien weichen der eigentlichen Herausforderung aus oder stellen sie still, z.B. Drogenkonsum oder Nonkonformismus, und »internalisierende« Strategien richten sich gegen sich selbst, z.B. Selbstverletzung oder Essstörung.¹⁷

Mit solchen Störungen bzw. *Friktionen* im Prozess der Identitätsgewinnung ist zusehends bereits im Konfirmand*innenalter zu rechnen. Insofern steht eine gewisse Sensitivität allen Prozessbeteiligten gut an – und sei es, um den Betroffenen ggf. externe Hilfe zu vermitteln.

2.4 Identität und Identitätskrisen

Für Alarmismus wiederum besteht aber kein Anlass. Es gehört zu den ältesten Einsichten der psycho-sozialen Identitätsforschung, dass sich die Entwicklung von Identität nicht linear aufsteigend vollzieht, sondern in »Stufen«, die jeweils eine bestimmte »Krise« der Entwicklung aufrufen und so einen spezifischen Beitrag zum kumulativen Identitätsaufbau leisten – der schon erwähnte Erik H. Erikson identifizierte acht bzw. neun solcher Krisen: Für die Adoleszenz machte er eine Spannung zwischen »Identität« und »Identitätsdiffusion« aus. Dass diese Krisen eintreten, ist nach Eriksons Auffassung unvermeidlich; wie die Krise bewältigt wird, ist offen – im ungünstigen Fall scheitert das Individuum und vermag nicht etwa die Gefahr der Identitätsdiffusion (z.B. durch anhaltende Orientierung an einem Idol oder Zerstreuung in der Fülle der Aufgaben) konstruktiv zu regulieren.¹⁸

In diesem Prozess ist die Jugendphase für die Identitätsgewinnung von herausragender Bedeutung, doch Erikson machte zugleich darauf aufmerksam, dass es kein Ein-für-alles-Mal der Identitätsgewinnung gibt, vielmehr jede Lebensphase in spezifischer Weise die Frage nach psychosozialem Wohlbefinden und Integration äußerer und innerer Faktoren der Lebensführung aufruft – auch Teamer*innen und erwachsene Mitarbeiter*innen sind »betroffen«.

2.5 Identität und die Vielfalt der Entwicklungsaufgaben im Jugendalter

Dass die Jugendphase für die Identitätsgewinnung von herausragender Bedeutung ist, hängt damit zusammen, dass Jugendliche zwischen 12 und 27

Jahren mehrere grundlegende »Entwicklungsaufgaben« zu bewältigen haben: »Qualifizieren« – Schulbildung und durch Lehre, Studium oder Erfahrung eine berufliche Qualifikation erwerben; »(Sich) Binden« – die eigene sexuelle Orientierung identifizieren und intime Beziehungen aufbauen; »Konsumieren« – für den eigenen Lebensunterhalt sorgen und einen Lebensstil finden; »Partizipieren« – sich vom Elternhaus lösen und im gesellschaftlich-politisch Leben einen Ort finden.¹⁹ Zu Letzterem zählt auch die Verhältnisbestimmung zur christlichen (oder einer anderen) Religion und Kirche – es ist nicht unwahrscheinlich, dass Konfirmand*innen im Rahmen einer Konfirmand*innen-Arbeit ihre Selbstreflexivität steigern, der Größe dieser vier Aufgaben gewahr werden und entsprechend eingeschüchtert sind.

Charakteristischerweise zieht sich die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben de facto immer mehr in die Länge – dies ist der sachliche Grund dafür, dass sich die Lebensphase Jugend sowohl nach vorne (derzeitiger Beginn mit 14 oder – bei Mädchen – durchaus schon mit 12 Jahren) als auch nach hinten (bis zu 27 Jahren und in Einzelfällen darüber hinaus) dehnt. Zugleich werden die vier Aufgaben in aller Regel ungleichzeitig abgeschlossen: Während beispielsweise im Bereich »Partizipieren« eine erste Verhältnisbestimmung zur christlichen Religion durch die Konfirmation bereits mit 14 Jahren verlangt ist (die freilich im jungen Erwachsenenalter nicht selten durch Kirchenaustritt widerrufen wird) und die Absenkung des Wahlalters schon ab 16 Jahren mündige politische Entscheidungen erwartet, zieht sich die Lösung der Qualifikationsaufgabe im Falle von Abitur und Studium schnell bis zum 25. Lebensjahr und darüber hinaus. Diese *Ungleichzeitigkeit* ist einerseits funktional, andererseits führt sie als solche zu früher ungekannten Passungsproblemen, insofern die Betroffenen das Zugleich von Selbstständigkeit und Abhängigkeit (also eine »Statusinkonsistenz«) aushalten lernen und Selbstwertgefühl und Geduld »unter einen Hut« bringen müssen.

2.6 Doppelte Identität – analog und digital

Die bisher beschriebenen Konstellationen und Herausforderungen lassen sich an der Identitätsgewinnung in der analogen Welt beobachten. Seit der Vollversorgung von Heranwachsenden (z.T. schon von Kindern) mit Computer/Smartphone, Internet und Social Media-Zugang²⁰ gewinnt die Thematik eine zweite Ebene – denn Online-Kommunikation erfordert in vielerlei Konstellationen eine weitere, eine digitale Identität.

Zwar muss man einräumen, dass die Frage, wie digitale Kommunikation (z.B. über Sinnfluencer*innen) auf Identitätsbildungsprozesse von Jugendlichen und speziell auf ihre Wahrnehmung von Religion einwirkt, bislang nur ansatzweise erforscht ist.²¹ Doch ist schon erkennbar, dass die technischen Möglichkeiten des »Digital Storytelling« und der digitalen Selbstdarstellung dazu beitragen, sich selbst in einem besseren Licht erscheinen zu lassen, als es in der analogen Welt möglich wäre. Anders gesagt: Die digitale Identität schafft primär »visuelle Kommunikate« (Viera Pirker), die – bislang jedenfalls – taktile, olfaktorische, gustatorische und »ganzheitliche« Facetten zwischenmenschlicher Begegnung ausblenden, und ermöglicht ansatzweise die virtuelle Realisierung der Wunsch-Identität, etwa indem sie Erfolg, soziale Einbindung und Beliebtheit, Schönheit (oder das, was die Nutzenden dafür halten), Erfahrung u.Ä. hervorkehrt. Ggf. lässt dies Autor*innen wie Rezipient*innen die Diskrepanz zur analogen Realität und die Gebrochenheit virtueller Authentizität umso deutlicher empfinden.

2.7 Identität und Glaube

Identitätsfragen werden durch und im Glauben nicht einfach »gelöst«, auch

wenn die Sinnrichtung des Evangeliums – die bedingungslose Annahme des Menschen durch Gott, die ihn dazu befreit, das Notwendige zu tun – dazu angetan ist, dem Streben nach Identitätskonstruktion und Singularität ihre Unbedingtheit und Härte zu nehmen: Identität lässt sich in dieser Perspektive nur *gewinnen* – und zwar indem man das Evangelium *für sich selbst gelten* lässt.

Das Ziel von Lernprozessen, wie sie bspw. die Konfirmand*innen-Arbeit initiiert, kann jedoch nicht dieses Gelten-Lassen sein, sondern nur Vorläufiges: die Sinnrichtung des Evangeliums überhaupt erst einmal vor Augen stellen, ihr in der Praxis der Konfirmand*innen-Arbeit nicht zuwiderhandeln und deutlich machen, dass religiöse Fragen eine existenzielle Pointe haben: »Will man von Gott reden, so muss man offenbar *von sich selber reden*.«²²

Relevanz für Identitätsfragen und Theologie schließen sich jedenfalls nicht aus:²³ Vielmehr wird nicht nur theologisch behauptet, sondern ist auch empirisch-religionspsychologisch belegt der Umstand, dass eine religiöse Lebensführung und -deutung sinn- und identitätsstiftend wirksam werden kann, indem sie Zugehörigkeit zum transzendenten Gott und zur Religionsgemeinschaft vor Ort erschließt, Orientierung und Ordnung bietet, zu Verantwortung und Selbstentfaltung ermutigt und zu Wohlbefinden beiträgt.²⁴

3. Identitätsbildung und die Möglichkeiten der Konfirmand*innen-Arbeit

Die Bildung von Identität und die Reflexion darauf sind komplex. Die 12–14-jährigen Konfirmand*innen stehen in der Regel am Anfang ihres Lebensweges mit diesen Fragen – und zudem individuell

an unterschiedlichen Ausgangspunkten. Insofern sind die Möglichkeiten und Aufgaben der Konfirmand*innen-Arbeit nicht zu ambitioniert zu beschreiben, sondern zurückhaltend. Es geht darum,

- in der Begegnung mit Konfirmand*innen Wertschätzung zu signalisieren: für sie als Heranwachsende, für ihre Fragen, Zweifel, Unsicherheiten, für ihre Gaben und Interessen, für sie als Personen, die sie sind,
- Raum zu geben für die Fragen: Wer bin ich? Wer will ich sein?, für Selbstwahrnehmung und -reflexion, für spielerisches Sich-Ausprobieren in der Gruppe, in geistlichen Formaten, in Auftritten vor der Gemeinde,
- Anregungen zu geben für die Subjektwerdung, für »das Recht, ein anderer zu werden« (Dorothee Sölle), für die Entwicklungsaufgaben, vor die das Jugendlich-sein stellt,
- (unausgesprochen) Identifikationsmöglichkeiten (im Plural) anbieten: durch die Mitwirkung von jugendlichen Teamer*innen durch die Zusammenarbeit von Erwachsenen verschiedener Berufe, die Begegnung mit Menschen aus der Gemeinde, die allesamt widerspiegeln, dass Glaube und modernes Leben nicht nur vereinbar sind, sondern Glaube Lebenssinn stabilisieren und vertiefen kann,
- Fragmentarität gelten lassen, denn Ganz-Werden, Identitätsgewinn, liegt nicht in unserer Hand.

Anmerkungen

¹ Dazu etwa Anthony Giddens: *Modernity and Self-Identity*, Cambridge 1991.

² Erik H. Erikson: *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt/M. 1966, 107.

³ Mit diesen beiden polaren Positionen wird Identität zum Politikum – rechtsextreme Parteien auf der einen Seite, »Identitätspolitik« (verstanden als Drängen auf Nachteilsausgleich oder sogar strategische Bevorzugung von Menschen mit minderheitlichen Identitäts-

merkmalen) und »Wokeness« (verstanden als Sensibilität für Diskriminierungen) auf der anderen Seite sind Beispiele dafür.

⁴ Stefan Altmeyer: *Art. Identität, religiöse* (2016), in: *Wissenschaftlich-Religionspädagogisches Lexikon im Internet* – <https://www.bibelwis->